



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Lampert, Friedrich: Herbsttage in Schwaben. 2. : (Hohenneuffen. Urach. Eningen. Die Achalm. Lichtenstein. Reutlingen. Die Hohenzollern. Die Schwarzwaldbäder. Hirsau.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Herbsttage in Schwaben.

2.

(Hohenneuffen. Urach. Gningen. Die Aalm. Lichtenstein. Reutlingen.
Der Hohenzollern. Die Schwarzwaldtäler. Hirsau.)

Von Friedrich Lampert.

Es war gut, daß hier und da ein schwarzoother Wegzeiger stand, daß wir von den Kindern, die unter den Bäumen spielten oder von dem Postillon, der gerade vor dem Wirthshaus seinen Schoppen trank, die unverkennbaren Zischlaute schwäbischen Idioms hörten, sonst hätte ich wirklich glauben können, ich wanderte nicht zwischen gut württembergischen Kirsch- und Aepfelbäumen, sondern an den Ufern des Vierwaldstättersees zwischen Gersau, Brunnen und Beckenried, so wunderbare Aehnlichkeit mit diesem lieblichen Erdenwinkel hat das Renninger Thal. Das Auge hat gerade so viel, als es, ohne sich anzustrengen, braucht, es faßt immer die Schönheit des ganzen Thales mit Einem Blick zusammen: die sanft abfallenden, reich mit Wäldern und aus deren Dunkel malerisch vorscheinenden weißen Kalkfelsen geschmückten Berge hüben und drüben und in der Mitte das Obstbaummeer, das mit zwingender Gewalt den ganzen Thalgrund besetzt hält. Kaum läßt es die schmale Straße durch, geschweige, daß es viel anderer Pflanzung Raum giebt. Aber die menschlichen Wohnungen hat es doch nicht ganz verdrängt, nur daß diese sich auch dem malerischen Charakter des Ganzen willig einordnen und jedes Gehöfte uns fast wie eine häuerliche Villa, von Bäumen und Blumen umgrünt und umblüht, erscheint. Und damit auch die eigentliche Romantik zu ihrem Rechte kommt, so fehlt's auch hier an Burgen und Ruinen nicht. Da stehen die abgebrochenen Mauern der „Salzburg“ auf dem grünen Hügel mitten im Thal, dort deckt sich der „Räuber“ mit Lannendunkel und hier wächst eine prächtige Baumgruppe mitten aus den Trümmern des „Wielandsteines“ heraus.

So gehts im lieblichsten Wechsel stundenlang fort, bis das Dorf Guttenberg, überragt von dem wie ein Schwalbennest am Bergrand hängenden Hof Krehstein, den südlichen Thalschluß bildet. Aber reizender noch als dieses, verbirgt sich auf schwellenden Matten, im dichtesten Obstbaumversteck, im eigentlichsten äußersten Thalwinkel, der Weiler Schlattstadt. Die Welt ist wieder einmal mit Brettern verschlagen. Im kühlen Grunde geht ein Mühlenrad. Kein weiterer, nur der Rückweg scheint mehr aus ihm möglich. Da tönt über uns Wagengerassel? Wo kommt das her? Die Zweige der nächsten Bäume biegen sich auseinander und erstaunt sehen wir eine breite, schön gebaute Straße, eine „Steig“, wie diese aus den Thälern zur Abhöhe

sich hebenden Chausseen heißen, den Berg hinan sich winden. Aber kaum sind wir ihr gefolgt, so dünkt uns wieder, als sei es unmöglich, daß sie an der Felswand weiter klimmen könne. Aber immer findet sie den Ausweg, in mächtigen Stücken ist der Berg abgesprengt, tief hinabgehendes Mauerwerk stützt sie auf der anderen Seite. Immer höher hebt sie sich empor, schon erscheint uns das im Thal liegende verschwindend klein, endlich ist auch das letzte Haus desselben dem Auge entzogen. Dieses erquickt sich nur noch an dem tief gefättigten Grün der Buchen und Tannen, die ihre Wurzeln in den jähem Hang geschlagen haben und deren Spitzen das Straßengelände säumen. Underthalb Stunden waren wir auf diesem Wege, der sich wirklich einer Alpenstraße zur Seite stellen könnte, emporgestiegen, da endete er oben so überraschend, wie er angefangen. Wie durch ein Waldthürlein waren wir auf die Hochebene herausgetreten; — da war plötzlich verschwunden, wie durch ein neidisches Zauberwort all die Herrlichkeit hinter uns zugeschlossen, die uns eben noch in Wies' und Wald, Baum und Flur umfingen. Und wir hatten die Formel vergessen, die uns die Pforte dazu noch einmal hätte öffnen können.

Die ganze Umgebung war verändert. Eine weite Fläche umgab uns. Die Felder schienen steinig und unfruchtbar, eine staubige, schlechte Straße zog langweilig vor uns her. Kein Baum gab Schatten gegen die immer noch warm herabscheinende Nachmittagssonne, kein Mensch begegnete uns. Nichts war, auf dem das Auge hätte befriedigt ausruhen können, höchstens das ungefähr eine halbe Stunde noch entfernt vor uns liegende Dorf und das kleine Wäldchen dahinten gab einen solchen Ruhepunkt ab. Ähnliches sieht man auf dem Hochplateau der fränkischen Schweiz. Dort geht man auch auf uninteressanter Fläche, ohne etwas von den Reizen zu ahnen, die vielleicht nur wenige Schritte seitwärts, ein paar hundert Fuß tiefer, in den Thälern sich sammeln, wo die ganze Signatur der Landschaft nachzuholen scheint, was hier oben versäumt ist. Nur ist dort insofern noch etwas mehr Abwechslung, als die Hochebenen der fränkischen Schweiz felsige Hügel bedecken, die sich sogar an einzelnen Stellen zu höheren Massen aufthürmen. Hier taucht nur da und dort einmal ein weißer Kalksteinblock etwas vorlaut oder verschämt am Rand des Gesichtsfeldes auf, der der Thalwand angehört, die sich dort zum lieblichen Wiesengrund niedersenkt. Wie gesagt, jetzt ging's eben fort, gerade auf jenes Dorf zu, das Grabenstetten heißt. Ein „Heidengraben“ soll in seiner Nähe sein, eine römische Verschanzung, die unter den Karolingern zur Begrenzung eines Thiergartens gedient haben soll, allein die Mittagssonne hatte uns jegliche archäologische Stimmung ausgetrocknet; viel mehr verspürten wir etwas — vgl. W. Scheffel — von der Hildebrand- und Hadubrand'schen Sehnsucht nach einem „Wirthshaus mit kühlen Bieren“.

Und wir fanden, was wir suchten. Eine Schaar junger Mädchen und Kinder saß, Hopfen zu blatten, vor dem Hause. Der würzige Duft drang zum offenen Fenster herein. Lang war die Nacht nicht. Die Sonne war schon tief gesunken. Aber in wahrhaft blendendem Glanze strahlte sie noch um das alte Bergschloß Hohenneuffen, das nach einer halben Stunde vor uns lag. Allein dies selbst noch zu betreten, dazu war es zu spät. Nachts soll man schlummernde Burggeister nicht wecken. Und solche treiben gewiß auch auf dem Hohenneuffen ihr Wesen, und wenn's der Geist jenes pflichtgetreuen Hauptmanns wäre, der, als auf der Burg noch Garnison lag, die inhaltsschwere Meldung machte, auf Höchstdero Festung Neuffen ist nichts Neues vorgefallen. „„Gottlob, wenn nur nichts Altes eingefallen ist““, antwortete der Herzog. Heut aber könnte Sein Liebden doch manches eingefallen finden, denn, wenn auch Hohenneuffen jetzt noch das besterhaltene und stattlichste Bergschloß ganz Württembergs ist, so sind doch auch seine mächtigen Gewölbe und Kasematten vom Zahn der Zeit nicht unberührt geblieben. Durch Nebengärten stiegen wir am Abend zum stillen Städtchen, das am Fuß des Schloßberges liegt, hinab, und andern Morgens wieder zur Burg hinan. Dann tritt Wald an deren Stelle, und zwar hochstämmiger, reichbelaubter Wald. Er mag schon so schön und lauschig gewesen sein zu Gottfried von Neuffen's Zeit, des ritterlichen Minnesängers, der, wie seine ganze Sippe, der Hohenstaufen treuer Freund und Kriegsgenosse, so frühlingswarm und kinderfroh, bald von Unger, Blüthen, Wald und Wiese, bald von seiner Frauen rosenrothem Mund gesungen hat. Nun haben die Waldbögelein die Musikantenrolle auf Hohenneuffen übernommen, allein jetzt natürlich, wo schon manch roth und gelbes Blatt sich in den Waldschmuck gemischt hatte, waren auch sie verstummt.

Der Blick von Hohenneuffen gleicht dem, über den die andern Abberge gebieten. Es muß ja nothwendig immer dieselbe Landschaft sein, die das Auge überfliegt; nur daß ihm von der einen oder der andern Höhe der oder jener Punkt mehr in den Vordergrund gerückt erscheint oder die verschiedenartige Beleuchtung auch verschiedene Bilder vorführt.

Wieder kamen ein paar reizlose Wegstunden, wir gingen eben wieder auf der Hochebene. Nur Hohenneuffen bot einen prächtigen Rückblick. Als ob ihm dieses Stück Welt ringsum ganz allein gehörte, so stolz und gebietend lag das alte Schloß da. Dann war es auch verschwunden. An einem Waldsaum hatten uns ortskundige Leute einen schmalen Pfad mitten ins Dickicht hinein gezeigt. Er führte jäh abschüssig hinab. Allein es war der rechte; denn er brachte uns mitten hinein ins schönste und lieblichste aller Abthäler, ins Urachthal, neben dem selbst das Lenninger bei Manchem den Kürzern ziehen mag. Es vereinigt fast mehr noch als dieses alle Reize der

Albnatur in größter Fülle und Vollständigkeit in sich. Die Buchenwälder bedecken wieder seine Berghänge, die Kirichen-, Zwetschen-, Aepfel- und Nußbäume in ungeordneten Schaaren seinen Wiesengrund.

Blendendes Linnen glänzt auf dem Wiesengrund, die altberühmte Uracher Bleiche. Die Erms rauscht zwischen durch, forellenreich, wie alle diese Bäche. Folgt man ihr aufwärts, so wird das Thal wilder, felsiger, enger; es geht wieder der Hochebene, und zwar Münsingen, dem württembergischen Sibirien zu. Urach dagegen liegt noch in voller, wiederum fast südlicher Pracht. Kaum finden wir seine Häuser aus dem Obstbaumdickicht heraus. Sie zeigen zum Theil alterthümliche Formen, hohe Giebel, spitze Dächer, schlanke Thürme. Auf dem Markte steht ein prächtiger gothischer Brunnen, in der Weise des Ulmer Fischkastens. Unweit seiner schlingt sich Epheu um ein altes, noch halb hölzernes Gebäude. Es ist Eberhard's, des Grafen im Bart, Schloß. Sein Wahlspruch *attempto, d. h. tento, ich wag's und der Palmbaum* des wallfahrenden Helden ist im Portal farbig eingezeichnet. Urach war sein Lieblingsaufenthalt. Im großen, zierlich gemalten Rittersaal des Schlosses feierte er seine Hochzeit mit einer mantuanischen Prinzessin. 14,000 Personen tafelten dabei und der Wein floß ihnen aus einem Brunnen unmittelbar in den Becher. In einem andern Gemach sieht man Eberhard's Brautbett und in der Stadtkirche seinen schön geschnitzten Betstuhl. Des Fürsten Jugendleben war bekanntlich nicht fleckenlos. Das Urach nahe liegende Kloster Güterstein mag zu seiner spätern Sinnesänderung viel beigetragen haben, wenigstens stand ihm dessen Prior, „der alte Vater“, sehr nahe, und als die Reue ihn nach dem heiligen Grabe trieb, legte er bei jenem sein Testament nieder und empfing knieend seinen Segen. Auch auf Hohenurachs waldstille Trümmer gehen die Erinnerungen an Eberhard mit hinauf. Doch da sind sie düsterer Art. Auf diese Bergveste hatte er seinen wahnsinnigen Bruder Heinrich gelockt, um ihn bis zu seinem Tod gefangen zu halten. Ein eiserner Ring hielt den Unglücklichen an die Kerkermauer geschmiedet. Aber doch fiel ihm ein Sonnenstrahl in diese Nacht. Sein treues Weib war ihm in die wilde Bergeinsamkeit gefolgt und gebar ihm dort sogar noch einen Sohn, der der Stammvater der jetzigen Könige von Württemberg geworden. Auf Hohenurach wehte lange Zeit Kerkerluft. Auch den Dichter Nicodemus Frischlin hatten die „Hofteufel“, der Adel, eifersüchtige Mitlehrer und die Fürstendiener, „die der Könige lange Hand gebrauchen“, hierher gebracht. Von der jäh abfallenden Felsenkante wollte er sich hinablassen und die Freiheit suchen. Das Seil riß, man hob einen jämmerlich zerschellten Leichnam auf, um ihm dann doch ein ehrlich Begräbniß zu geben.

Von den Mauern und Wohnräumen, die von all dem Zeugen gewesen, steht wenig mehr, aber die Reste zeugen von einstiger Festigkeit und Schönheit.

Reizend ist der Blick auf das Städtchen im Thal, beschränkter der in die fernere Landschaft; zwei Bergsäulen schließen diese gleichsam ab; nur mit einem ganz kleinen Abschnitt, mit dem Schloß Hohenheim und den fruchtbaren Bergebenen von Stuttgart im Hintergrund, lugt sie zwischen jenen herein. Waldeinsamkeit herrscht auf Hohenurach, auch in seiner nächsten Umgebung, beim Brühlbach-Wasserfall. Sein Rauschen tönt bis zum Schloß herauf. Er ist der einzige der Alb, keiner von den vielgenannten, weltberühmten, wie sie in Tyrol, der Schweiz oder sonst „in den Bergen“ zu Duzenden stäuben und sprühen. Aber es ist immerhin ein anmuthig Bild: die „schöne Wiese“, ein stiller abgeschiedener Waldplatz, an dessen Rand der Wasserbogen hervorspringt und sich über den Tuffstein senkrecht niederwirft, dichtverschlungene, ihre Zweige tief herabhängende Bäume, die sich in der klaren Fluth spiegeln und drunten wieder das ruhige Bächlein, das des stürmischen Anlaufs und Falles ganz vergessend, still und platt durch das einsame Waldthal weiterfließt.

Die freundliche Wirthin in der Post zu Urach hatte Recht gehabt, als sie uns mahnte, wollten wir anders jenen hoch zu rühmenden Gasthof nicht zum Nachtquartier machen, mit dem Ausbruch nicht zu säumen. Noch war eben die Sonne, die hohen Stämme vergoldend und durch das Netz der grünen Zweige glänzende Lichtfäden webend, hinter dem Tannenwald gestanden: da war sie bei unserm Austritt aus ihm schon untergegangen. Auch die Dämmerung hält an solchen Herbstabenden, so schön und dustig sie auch sind, nicht lange vor. Es war volle Nacht, als wir wieder so eine Treppe gleichsam, wie sie die Hochflächen der Alb mit den zwischen ihren Steilrändern geborgenen Thälern verbinden, die „neue Gninger Steige“, hinabstiegen. Aber die Sterne leuchteten hell und aus dem Thal herauf glänzten die Lichter des größten und schönsten Dorfes Württembergs. Das ist Gningen.

Wenn der Gninger Congreß stattfindet, d. h. wenn an Jakobi und Weihnachten jeden Jahres die das ganze deutsche und außerdeutsche Land durchziehenden Spitzen-Galanteriewaaren- und sonstigen Gninger Krämer auf ein paar Tage zur Heimath und zum „Geschäft“ mit den Reisenden und Agenten aus aller Herren Ländern kommen, dann geht's in den saubern, stattlichen Straßen so lebhaft zu, wie auf einem Stapelplatz der großen Welt. Dann ist's wohl auch im Gasthof des Herrn Bazler etwas lauter und lebendiger, als wir es an diesem Abend fanden, wo wir die einzigen „Fremden“ waren. „Essen Sie gern Suppe“ hob Herr Bazler an, „essen Sie gern Forellen, Karpfen, Krebse?“ und so fuhr er fort, sich und uns durch Fisch, Fleisch, Braten, Mehlspeisen, Obst, Wein und Bier durchzufragen, daß es uns ganz seltsam zu Muth ward ob dieses Reichthums einer Dorfwirthshausspeisefarte. Das Räthsel löste sich. Herr Bazler hatte Tags zuvor eine große Hochzeit aus-

gerichtet und da hatten die biedern Schwaben doch noch einige beaux restes zu Nuß und Frommen hungriger Wanderer übrig gelassen.

Zur bessern Würdigung seines Kaffees hatte uns unser vorsorglicher Wirth, als er die Lichter in unserm auch mit allem, sonst „auf dem Land“ ungewöhnlichen Comfort ausgestatteten Schlafgemach entzündete, einen vorbereitenden Spaziergang auf die Achalm angerathen. Nur in dunklen Umrissen hatten wir des Nachts den einzeln aufsteigenden, sich fast zierlich zuspitzenden Berg gesehen. Seine isolirte Lage macht seine Aussicht umfassender und eigenartiger, als die von der Teck und Hohenneuffen. Der Kreis von Bergen, der uns rings umgiebt, dort die um das Honauer Thal mit dem Schwalbennestchen Lichtenstein im Hintergrund, hier die sagenreichen Pfullinger Höhen, und ostwärts die ganze, bis zum Staufeu wie im Reih und Glied aufgestellte Alb, zu Füßen mit dem Dorf Eningen die Städte Neutlingen und Pfullingen, in der Ferne das Tübinger Schloß und die unendliche Weite des „Gäus“ bis zum Schwarzwald — das alles zusammen lohnte reichlich den etwas mühsamen Aufsteig. Die Phantasie mag sich das Schloß aufbauen, dessen Gründer ihm seinen Namen gegeben, als sein Pfeil den Letzten des von ihm besiegten Geschlechts im Angesicht seines brennenden Hauses zu Tode traf und dieser noch zum Allmächtigen einen letzten Seufzer empor schicken wollte, ihm aber das Wort auf den Lippen erstarb und nur sein Anfang: „Ach allm“ — die Taufe der neu erbauten Burg wurde. Jetzt liegt auch diese schon wieder in Trümmern, denn der hohe Thurm, der weithin die Achalm sichtbar und kenntlich macht, ist ein Bauwerk neuerer Zeit.

In Eningen läuteten die Morgenglocken, als wir den Kaffee getrunken hatten und den offenen Wagen bestiegen, in dem Herr Bazler's Gespann uns das Honauer Thal hinauf an den Fuß des Lichtenstein bringen sollte. Nur an den Fuß, höchstens vor das Burgthor, weiter nicht, das hatte man uns in Eningen gesagt und sagte man uns nun auch im Wirthshaus von Oberhausen wieder. Die Frau Herzogin von Urach geborne Prinzessin von Monaco, die Schloßfrau vom Lichtenstein, referirte die gesprächige Frau Wirthin, sei auf der Burg anwesend und da werde keiner, auch nicht der bestempfohlene und am weitesten herkommende Reisende hineingelassen. Mein ungläubiges Lächeln schien die Frau zu verdrießen. „Schie werde scho sehe“, rief sie mir spöttisch nach, als ich den Pfad waldein- und bergaufwärts einschlug.

Wollte doch sehen, ob das Zauberschloßchen wirklich so unnahbar sei. Der Bewohner von Lichtenstein fährt, wenn er Lust hat, aber dann mit Bieren, den Berg hinauf, andere Leute gehen zu Fuß und werden etwas warm und müde dabei, denn nicht nach 18, wie höchst betrügerisch das Reise-

handbuch sagte, sondern erst nach wohlgezählten 48 Minuten, stand ich da, wo

„aus einem tiefen grünen Thal
Aufsteigt ein Fels als wie ein Strahl,
Drauf schaut das Schloßchen Lichtenstein
Vergnüglich in die Welt hinein.“

So singt Gustav Schwab und Hauff schildert in seiner vielbekannteren Erzählung, bei der das Schloßlein Pathenstelle vertreten: „wie ein kolossaler Münsterthurm steigt aus dem tiefen Albthal ein schöner Felsen frei und kühn empor. Weitab liegt alles feste Land, als hätte ihn der Blitz von der Erde weggespalten, ein Erdbeben ihn losgetrennt, oder eine Wasserfluth vor uralten Zeiten das weichere Erdreich ringsum von seinen festen Steinmassen abgespült. Selbst an der Seite von Südwest, wo er dem übrigen Gebirge sich nähert, klast eine tiefe Spalte hinlänglich weit, um auch den kühnsten Sprung einer Gemse unmöglich zu machen, doch nicht so breit, daß nicht die erfinderische Kunst des Menschen durch eine Brücke die getrennten Theile vereinigen konnte.“ Aber von alledem sah ich nichts. Unten im Thal hatte ich den „Felsenstrahl“, den „Münsterthurm“ wohl aufsteigen sehen, aber nun, da ich oben auf dem Plateau war, war er mir rein entschwunden. Ich fand nichts, als ein Jägerhaus, schöne Parkanlagen, einen Felsenvorsprung, auf dem eine Büste Hauff's, des Historiographen des Lichtenstein, in das Thal hinunter schaut, und ein festverschlossenes Thor. Hinter dem mußte also erst das Schloßchen stecken, innerhalb dieses erst die „Spalte zu finden sein, über die keine Gemse hinwegsetzen kann“, aber die auf allen Bildern Lichtensteins zu sehende Zugbrücke hinüberführt. Aber über dem Thor stand wirklich klar und mit großen Buchstaben zu lesen: „Verbotener Eingang“. Ja, und dazu hatte der Verwalter, der drüben im Jägerhaus mit mir gefrühstückt hatte, gesagt: „Die Frau Herzogin wünschen ungestört zu sein.“ Aber eine Niederlage meines Touristenbewußtseins, ein unausgefülltes Blatt in meinem Reiseheft, eine Lücke in diesen Skizzen, konnte auch die ruhebedürftigste Herzogin nicht verantworten. Das mußte ihr klar geworden sein, denn als bald kam der Major Domus, dem ich meine Karte übergeben und der sehr bedenklich in Empfang genommen hatte, mit der sehr freundlichen Einladung der Burgfrau zum Eintritt und zur flüchtigen Besichtigung zurück. So war der Bann gebrochen, ich ging durch den wohlgepflegten, blumenreichen Vorhof, und stand nun erst vor dem eigentlichen Lichtenstein. Wie ein echtes und rechtes in die höchsten Wipfel einer Eiche gebautes Nest schwebt das Schloßchen über der schwindelnd tiefen Kluft. Nur ein Genie, wie Heideloff, konnte das Wagniß unternehmen, einer solchen Felsennadel eine ganze, bei aller scheinbaren Kleinheit außerordentlich geräumige Ritterburg reinsten Stils

aufzuoculiren. Lichtenstein hatte bekanntlich einst seine „berühmte“ Zeit, wo in der Trinkhalle mit ihrem Halbdunkel der gemalten Fenster, den alten Rüstungen und den heitern launigen Trinksprüchen an den Wänden so oft die Tafelrunde des schwäbischen Dichterkreises um den Burgherrn, den Sängern der „Lieder des Sturms“ versammelt saß. Die gegenwärtigen Bewohner scheinen in keinem Contact mehr mit ihr zu stehen, sonst würden sie das Schlößchen mit seinen vielen Kunstschätzen nicht so unnahbar machen.

Nun war's an der Wirthin von Oberhausen, ein ungläubig Gesicht zu machen. Sie konnte es nicht fassen, daß ich „drin“ gewesen. Sie mußte mich für was besonders „Bornehmes“ halten, daß ich das möglich gemacht, beeilte sich darum, mir meinen Schoppen Wein für zweie anzurechnen und mir tausendmal vergnügte Reise zu wünschen. Die mußte sich von selbst finden, wenn man ein so lieblich Thal durchfuhr, wie auch das Irnauer ein's ist, rechts und links von waldigen Almen umlagert, mit drei lachenden Dörfern besetzt, von wasserfrischen Wiesen durchgrünt, von der sprudelnden Ghas belebt, im Kleinen an das Lauterbrunner Thal erinnernd.

Wir kamen über Pfullingen, im Mittelalter ein Asyl für „uffrechten redlichen, ungefährlichen Todschlag“, dann hielten wir in Neutlingen Mittag. Der Eindruck der alten Reichsstadt ist moderner, als man von ihr vermuthen sollte. Ein drei Tage lang wüthender Brand hat im Jahre 1726 das alterthümliche Gepräge etwas zusammengeschmolzen. Auch die prächtige Marienkirche brannte damals aus, allein ihre herrlichen gothischen Formen blieben und nun ist sie diesen entsprechend würdig restaurirt. Daß ein Kriegswerkzeug, ein Sturmbock das Modell einer Kirche abgiebt, kommt wohl selten vor. Die Neutlinger haben's zu Wege gebracht. Im Jahr 1247 lag Heinrich Raspe, der Gegenkönig Konrad's IV., vor der Stadt. Die bedrängten Bürger gelobten der Jungfrau Maria ein schönes Gotteshaus, wenn sie ein Einsehen mit ihnen haben wollte. Ob dieses nun der Fall war oder ob die Neutlinger sich doch auch etwas auf ihre eigene Faust verließen: der Raspe zog ab und ließ sogar einen mächtigen Sturmbock vor den Mauern zurück. Den brachten sie nun jubelnd herein und machten ihn sofort zum Maß ihrer Motivkirche, so daß deren Schiff wirklich gerade so lang wie jener, nämlich 127 Fuß lang, wurde. Von des Sturmbocks Zeiten her blieb den Neutlingern ein kriegerischer mannhafter Sinn, trotzdem sie seit lange denselben friedlichen Beschäftigungen, die heut noch in der Stadt blühen, als Rothgerberei, Färberei und dergleichen oblagen. Und so räumten sie unter den Rittern des Grafen Ulrich v. Württemberg — an 1377 war's — ähnlich auf, wie die Schweizer bei Moorgarten gethan.

„Wie haben da die Gerber so meisterlich gegerbt,
Wie haben da die Färber so purpurroth gefärbt!“

hat Umland davon gesungen. Und noch einmal machten sie in Württemberg Rumor. Bei einer einfachen Schlägerei in einem Weinhause war der Württemberger Burgvogt, der in der Stadt sitzen durfte, „etwas übel weggekommen“, d. h. erschlagen worden. Die Stadt wollte den Thäter nicht ausliefern, so rückte Herzog Ulrich mit einem Heer an, grub jener die Brunnen ab und setzte ihr mit seinen Karthaunen und Handbüchsen hart zu. Die Belagerten verbrannten ihre Vorstädte, damit sich der Feind in ihnen nicht festsetzen sollte, dieser schoß wieder die Stadtmauern zusammen, dann aber fror bei strengem Winter der Stadtgraben zu und der Rath mußte capituliren. Nun legte sich der schwäbische Bund in den Handel und eroberte Reutlingen dem Reiche zurück; der Herzog mußte sein Land meiden und 16 Jahre lang ließ der Geist des erschlagenen Burgvogts ganz Württemberg keine Ruhe.

Jetzt sieht Alles, Stadt und Leute eminent friedlich aus und in dem Wernerischen Bruderhaus macht jene sogar auf eine ganz besondere Friedensstätte Anspruch. Wir haben nicht ohne Bewunderung für die Thatkraft Eines Mannes, von dem das alles ausgegangen, die mancherlei Anstalten durchwandert, die, ähnlich dem rauhen Haus zu Horn aber praktischer als dieses, den Versuch machen sollen, Socialismus und Christenthum zu verschmelzen und die Idee der Klöster und Congregationen im Geist des Protestantismus zu regeneriren. Und ein Zweitinteressantes, wenn freilich wieder auf ganz anderm Gebiet Liegendes, bot uns noch Reutlingen: das pomologische Institut des Herrn v. Lucas, dessen Leistungen und gemeinnützigen Einrichtungen in ihrer besondern Sphäre in Deutschland wohl einzig sind. Mit großer Liebenswürdigkeit führte uns der Eigenthümer durch seine weitausgedehnten Gartenpflanzungen mit ihren Hunderten von Obstarten, die Lehr- und Hörsäle, die reichhaltigen Sammlungen, und wir schieden mit hoher Achtung auch von diesem Manne, der mit seltener Energie und Befähigung, nur aus Liebe zur Sache und aus opferwilligem Sinn für das Gemeinwohl, hier ein ganz neues Arbeits- und Erntefeld geschaffen hat.

Aber es waren uns nur flüchtige Stunden für beide Anstalten, um deren willen man nicht an Reutlingen vorüberfahren darf, vergönnt. Wir waren wieder an der Eisenbahn und die mußte uns an dem Abend noch nach Hechingen bringen. Das Neckarthal hüllte sich in Dämmerung; schon Tübingen war etwas umflort. Die württembergische Universitätsstadt hat nicht die großartige Lage ihrer Schwestern Freiburg und Heidelberg, aber lieblich ist sie und anmuthig, und auch viel besungen. Manch Greisen- und Mannesauge ruht heut noch mit freudig-wehmüthigem Blick auf dem Städtchen zwischen Neckar und Ammer, der Stätte fröhlicher Jugend. Wir fuhren diesmal vorüber; erst auf dem Rückweg vom Hohenzollern wollten wir Halt machen. Es ging im Neckarthal aufwärts. Wohlhabende Dörfer liegen in

ihm, malerische Volketracht hat sich noch in diesen erhalten. Wir waren aus Württemberg heraus, in den hohenzollerischen Landen, auf dem Bahnhof von Hechingen. Der Gasthof „zur Linde“ liegt gerade am entgegengesetzten Ende der ehemaligen Hauptstadt der hohenzollerischen Lande. Wir hatten sie ganz zu durchgehen, bergauf, bergab, wie ihre Straßen laufen. Gut, daß der Mond voll und klar am Himmel stand. Mit dem Fürsten scheint die Beleuchtung der Residenz ausgegangen zu sein. Aber so fanden wir unsern Weg und im Mondenlicht sah sich manch altes vornehmes Haus vielleicht doppelt stattlich an, rauschten die schönen Brunnen, an denen die Mädchen plaudernd standen, und lag auf einmal ein hoher, spitzer Berg dicht vor unsern Augen und auf ihm eine herrlich hehre Burg: der Hohenzollern, die Kaiserburg des neuen Reichs.

Ich sah noch lang hinaus in die Nacht. Der Mond war hinter eine Wolke getreten, Lichter schienen aus den Burgfenstern hernieder. Auf dem neuen Kaiserberge war also Leben, anders als auf dem einsamen, verlassenem Hohenstaufen. —

In früher Stunde stand ich oben auf der lustigen Warte. Durch thaurfrische Wiesen, durch herrlichen Buchenwald war ich emporgestiegen. Das Reichsbanner flatterte über mir im Morgenwind. In der letzten Pracht des Jahres, im vollen Herbstschmuck, lag das Land ringsumher erschlossen. Das Stammland der Hohenstaufen liegt huldigend dem Schloß der Hohenzollern zu Füßen. Der Bergkranz der Alb umschlingt die Eine Hälfte des Bildes, die andere findet im Schwarzwald ihre fernen Grenzen. „Vom Fels zum Meere“, das ist der Eingangsspruch über dem Thor der Feste. Wer den Grundstein zu ihr gelegt? Die Geschichte kennt den Namen nicht; die Burg stand schon als der erste urkundlich beglaubigte „Graf von Zollern“ Thassilo, um das Jahr 800 aus der vorhergehenden Sagedämmerung in das helle Licht der Geschichte tritt. Ob er's hätte tragen können, wenn aus dem Dunkel des nachbarlichen Eichenheimes eine Welleda getreten wäre und ihm mit Prophetenwort die künftige Geschichte seines Hauses, dessen Siegesgang „vom Fels zum Meere“ verkündigt hätte? Aber ein Stück vom spätern Zollernthum lag schon in den Leuten. Thassilo's Sohn Thanko hieß schon für den kleinen Kreis seiner Zeit, was der, der nun dem Zollernschild das Kaiserwappen angefügt, für die Welt geworden: „ein Schiedsrichter über Krieg und Frieden“. Des Thanko's Urenkel, Friedrich I. von Zollern, soll um 980 das Stammschloß der Ahnen erneuert und erweitert haben. Sein Enkel Friedrich III., um 1111 Kaiser Heinrich's oberster und geheimster Rath, war ein allgemein beliebter Mann seiner Zeit. Sein Sohn Rudolf II. entschied als muthiger Anhänger der Ghibellinen, die blutige Schlacht auf der Wohred (Wöhrd) bei Tübingen (1164). Von der Zeit an theilte sich der

Zollernsche Stamm in zwei Aeste, wovon der eine in Franken das Haus der Burggrafen von Nürnberg gründete, der andere durch Rudolf's Sohn Friedrich IV. die väterlichen Erbgüter in Schwaben erhielt. Die Geschichte erzählt nun mehr von den ersteren, deren zehnter, Friedrich VI. — heuer find's 501 Jahre, daß er geboren wurde —, in den Besitz der Mark Brandenburg mit der Kurwürde gelangte und der eigentliche Ahnherr derer wurde, die als Könige Preußens die verfallene Stammburg aus den Trümmern wieder so herrlich auferbaut haben. Unter Friedrich VII. von Zollern, dem Dettinger, wie er hieß, war diese jämmerlich zerstört worden. Mißgeschick hatte den edlen Grafen verfolgt; gegen die Wittwe Graf Eberhard's von Württemberg, dessen Rath er gewesen, hatte er, als er ihr den Dienst aufgekündigt, das trotzige Wort gesprochen: „Kann mich auch ein giftiges Weibsbild verschlingen?“ sie aber ihm drohend erwidert, wie Gustav Schwab singt:

„Verschlingen allerweg will ich
Dein Gut, dein Schloß, dein Leben, dich!
Kein feiges Weib, wie du geglaubt,
Es traf dein Spott ein Fürstenhaupt.“

Er unterlag der Feindin und sein Schloß ward gebrochen. Was sein Sohn Niclas wieder herstellte, war nur ein kümmerlich Ding. Jetzt aber ist der Hohenzollern eine Königsburg, wie sie würdig ist des Geschlechts, das die deutsche Kaiserkrone trägt. Kein anderes Haus hat sie die verlassene, vereinsamte Stätte seiner Ahnen geehrt. Die Hohenstaufen konnten freilich ihrer Stammburg sich nicht mehr annehmen. Aus den Brettern eines Schaffots zimmert man kein Königshaus. Aber sühnend und vergeltend haben ihre Erben in der Kaiserkrone in dem Stammland beider, in der Herrlichkeit ihrer Burg auch die vergangene und verschwundene des Hohenstaufens mit erneuert.

Halb Festung, halb Schloß ist die heutige Hohenzollernburg. Mächtige Vorwerke und Befestigungsmauern stützen den hohen Bau des letztern, in welchem uns der ganze Glanz einer feudalen Burg des 13. Jahrhunderts entgegentritt. Durch einen schneckenartig aufsteigenden Tunnel gelangt man aus dem untern in den obern Burghof; der treue Geselle aller alten Burgen, der Epheu, schlingt sich auch um diese neue, in deren Gemächern königliche Pracht in Ausstattung und Einrichtung, auch in reichen Gebilden der Kunst, sich entfaltet. Die evangelische und die katholische Kirche, welche letztere aus der uralten Burgkapelle erbaut ist, schließen die beiden Seitenflügel des Schlosses ab. Ihre Glocken läuteten eben den Morgengruß hin über Wald und Flur. Auch von Hechingen tönten gleiche Klänge herauf. Ich überlegte mir, in Nähe und Ferne schauend, mein ferneres Wanderziel. Ein Städtchen dort,

ungefähr drei Stunden entfernt, hatte mir der Castellan als Balingen, ein in seiner Nähe emporragendes Schloß als Geislingen bezeichnet. Das ist der Wohnsitz des Präsidenten der bayrischen Abgeordneten-kammer, jetzigen Nachfolgers des Fürsten Hohenlohe im Präsidium des Reichstages, des mannhaften Volksvertreters Freiherrn Franz von Stauffenberg. So nahe dachte ich mich dem Hause des Freundes nicht. Durfte ich an ihm vorübergehen? Schon um Mittag war ich dort, mitten in einem der liebenswürdigsten Familienkreise, wie sie nur die höchste Geistes- und Herzensbildung schaffen können, und die Stunden flogen in ernstern und heitern Gesprächen dahin. Die Sonne stand schon tief, als wir dankbar schieden und den Wanderstab weiter setzten. Geislingen hatte uns die Reiserichtung verändert. Die Zeit war mir nur noch knapp gemessen. Nach Tübingen konnte ich nicht zurück. Also Verzicht darauf und an einer andern Stelle hinab ins Neckarthal wieder, bei Sulz, wo der Fluß in tief eingeschnittenem Thale fließt und sein Rauschen fast trotzig und unbändig ob der von den gar so eng ihn umschnürenden Bergen ihm angethanen Unbill in unsern Schlaf herein klang.

Nur eine Station aufwärts führte uns andern Morgens die Bahn nach Horb, einem alten, mit Mauern, Thürmen und schlechten Häusern an das linke Ufer hoch hinaufgebauten Nest. Wenn der Schienenweg auch hier — und das ist wohl jetzt schon vollends geschehen — Felsen und Berge durchsprengt hat, dann wird man rascher von Horb in Nagold sein, als das uns beschieden war, die wir das mit ein paar Stunden beschwerlicher Postwagenfahrt, bergauf, bergab, erkaufen mußten. Wir kamen uns auf einmal wieder sehr weit ab von der Welt vor. So ein alter Kumpelkasten kann ganz antdiluvianische Stimmungen aus einem herausmartern. Die Post zu Nagold trug ganz das Gepräge der alten Zeit, wo es nur Postillons, Reichsaisen, Reisewagen, Retourren, feilschende Hauderer, schläfrige Hausknechte, — und vor allem Muße und ruhigen Aufenthalt für ein Frühstück oder Mittagessen gab. Zwar ist Nagold schon Eisenbahnstation, allein der Bahnhof liegt von der Stadt etwas entfernt und auf der Hauptstraße, die von hier nach Freudenstadt auf die Höhe des Schwarzwaldes führt, wird noch lange der Gilwagen und der Bohnkutscher, überhaupt das Fuhrwerk seine Alleinherrschaft ausüben. Drum sah's vor der Post so erinnerungsfreudig an das, wie es vordem war, aus. Selbst so eine Badeequipe, wie sie da eben für die blasse, kranke, junge Engländerin zugerichtet wurde, indem Kammerjungfer und Bediente Betten, Matrazen, Decken, Speiseförbe u. s. w. in ihr aufstapelten, sieht man selten mehr. Ob sie nach Wildbad oder Baden fuhr, das erfragten wir nicht, aber das wußten wir, daß wir selbst in der Nähe der hochberühmten Schwarzwaldbäder waren, daß wir gerade so viel Zeit noch herausbekommen konnten, wenigstens eins zu besuchen. Vor dem aristokratischen

Wildbad kam uns aber noch ein kleineres, weniger anspruchvolles, das liebliche Teinach. Das war Schwarzwaldnatur, Schwarzwaldluft! Deutschland hat herrliche Wälder, aber als der schönste ist mir immer der Schwarzwald erschienen. Es war doch Herbst, aber so frisch wie im Frühling leuchtete dieses Wiesengrün, das den Fußpfad nach Teinach umsäumte. Würziger Duft entströmte den Tannen, die das enge Thälchen umrahmen. Dem Kranken, der hierher kommt, muß es schon beim ersten Blick auf den stillen Kurort wie eine bestimmte Hoffnung der Genesung überkommen. Alles ist freundlich, bequem, zweckentsprechend eingerichtet. Der Kurarzt namentlich, Herr Dr. Wurm, ist der besorgte Freund seiner Gäste. Die Zerstreungen eines Weltbades bietet natürlich Teinach nicht. Seine Natur ist Alles, was es giebt, aber daran hat man genug.

Wir stiegen nach Zavelstein hinauf, dem kleinsten Städtchen Württembergs, das aber einst doch einen eigenen Abgeordneten in den Landtag schicken durfte.

„Nie von Miß und Sprung genöthet
Ragt sein schlanker Römerthurm,
Wie gegossen und gelöthet
Quaderfest im Zeitensturm“

citirte ich meinem Söhnlein aus dem „Gaudeamus“ Viktor Scheffel's und auch:

„Ruhfam stand der Ortsbewohner
Vor dem Haus im Sonntagskleid,“

denn Sonntag war's und die biedern Zavelsteiner standen wirklich gar ruhsam unter ihren Thüren. Es waren andere Typen, als wir bisher in Schwaben gesehen: dunkler Teint, schwarze Haare, mehr Rund- als Langkopf; der dunkelblaue Rock mit der auffallend kurzen Taille und den blanken Metallknöpfen, der Sonntagsstaat der Männer; der schwarze, faltenreiche, am Nieder mit hellblauen Bändern verzierte der der Frauen. Auch wie andere Sprache klang in unsern Ohren; jene breiten, gedehnten, unaussprechlichen Diphthongen macht kein Sterblicher dem Schwarzwälder nach.

Immer mehr nahm auch die Landschaft den eigentlichen Schwarzwaldcharakter an. Nur ein Dorf auf dem ganzen Weg, Oberreichenbach, aber vereinzelt, auf die grünen Matten hingestreute, in sich abgeschlossene Gehöfte. In solch hölzernem Blockhaus, aus über einander gelegten Balken gefügt, mit seinem niedern Schindeldach und der Holztäfelung an Decke und Wänden, wohnte wahrscheinlich schon der erste Ansiedler im Schwarzwald. In solch abgeschiedenen Gegenden verändert sich der Mensch und sein Haus wenig. Ernst wie dieser ist der Wald, der nun auf beiden Seiten in langen, dichten Tannenreihen die Straße begleitete. Stundenlang gings so fort. Endlich senkte sich der Weg zu wildschönem, flußdurchraushtem Thal. Bahnhoflichter,

Locomotivpfeifen, also zu Ende die Waldstille, wieder Welttreiben in der Nähe: Calmbach und in einer halben Stunde Wildbad. Die Saison neigte sich zu Ende, sonst hätte uns wohl das äußerst comfortable Hotel Frey nicht eines seiner schönsten Beletage-Zimmer eingeräumt. Weit ging der Blick aus dessen Fenstern nicht, nur über den Kurplatz, dann aber hemmten ihn schon die Berge. Bekanntlich hängen diese förmlich über Wildbad herein. Das mag manchem, der zur Kur hierhergekommen, anfangs düster erscheinen, aber bald gewinnt er diese Enge, dieses In- und Beieinander von Fels, Wald und Fluß lieb. Von letztem steigt er auf in den tiefdunklen Tannenhain und vom Granitblock, der aus uralter Zeit daliegt, schaut er wieder zur lautrauschenden Enz hernieder. Beschränkt sind allerdings auch die Spazierwege Wildbads, wenigstens die im Thale, in welchem ja das Städtchen eigentlich nur Eine Hauptstraße ausfindig machen konnte, und aufwärts kann nicht jeder der Gäste klimmen, denn das, wofür gerade jene wunderbaren Thermen so heilkräftig sind, ist eben bei den Meisten des Bergsteigens Widerpiel. Behaglicher, reinlicher, wir möchten sagen schon dem äußern Ansehen nach so dem Kurzweck dienend, als wie die zu Wildbad, haben wir noch keine Bäder eingerichtet gefunden. Auch für den Gesunden ist's eine wahre Wollust, in diese Bassins niederzusteigen, wo die Quelle unmittelbar aus dem feinen, weißen Sand treibt und sich das warme Wasser so wohlthig wie ein weiches Gewand um den Körper legt.

Wir meinten, auch uns hätte es alle Müdigkeit der vergangenen und abschlagsweise auch der kommenden Tage weggenommen, als wir den gestern gemachten Weg wenigstens theilweise zurückgingen um bei Calw das Ende der gemischten Reise d. h. der aus Eisenbahnfahrt und Fußwanderung gemischten, zu erreichen und uns fortan nur noch der erstern zu überlassen. Für letztere aber machten wir in Hirsau den letzten Halt.

Es giebt genug Klosterruinen in der Welt, aber einzelne von ihnen haben ganz besondern architektonischen und landschaftlichen Reiz vor den andern voraus. Zu diesen gehören Paulinzelle auf der grünen Waldwiese im Thüringerland. Dann, am Fuße der rheinbepülten Siebenberge, Allerheiligen im Schwarzwald dunkel. Dazu gehört auch Hirsau im stillen Nagoldthale.

Es war einst der geistig anregendsten Klöster eins im ganzen deutschen Lande. Ein Bürgermeister des benachbarten Calw erkühnte sich, einen Strich durch einen Contributions-Brief des Pfalzverwüsters Melac zu machen; die Brandsackel flog dafür in die herrlichen Gebäude. Was von diesen heut noch da ist, sind Trümmer; aber nicht die Franzosen allein haben diese auf dem Gewissen; auch die Würtemberger Beamten haben sie vernichten helfen. Eine noch ganz unversehrte Kapelle wurde als Baumaterial abgebrochen, Gräber wurden geöffnet, die Denksteine zerschlagen und umhergeworfen. Jetzt

waltet allerdings erhaltende Ordnung unter den Ruinen von Hirsau. Wucherndes Grün hat sich überall zwischen diese gedrängt; einem Ulmenzweiglein ward's vor vielen Jahren zu eng unter dem alten Gemäuer, das sich durch das Gestein und Geröll und jetzt wiegt der mächtige Baum seine lustige Krone hoch über den vier ihn umstehenden ausgebrannten Wänden:

„als ob die nur bestimmt
den kühnen Wuchs zu schirmen
der zu den Wolken klimmt.“

Diese Ulme, die Umland besungen, ist das Wahrzeichen Hirsaus. Sie winkt uns den Abschiedsgruß zu. Wir haben Calw erreicht; der Bahnzug kommt; er steigt mit uns zur Höhe; in großen Windungen nur ist das zu erreichen; württembergische Eisenbahntechnik hat hier Wunderbares geleistet; aber die württembergische Eisenbahnschuld sich auch um eine hübsche Summe vermehrt. Immer wieder wird das malerische Calw im Thale sichtbar; aber endlich sinkt es doch tiefer und tiefer; da hat die Locomotive den Scheitel des Berges erklimmt; sie jagt mit uns durch flaches, in der Erinnerung an die Waldeinsamkeit der Klostertrümmer von Hirsau und an das Tannendunkel des Schwarzwalds weniger anmuthendes Land, bis sie in den schönsten Bahnhof des deutschen Reichs, den von Stuttgart einfährt. Das Bild der Hauptstadt Württembergs würde zu denen passen, die wir ihrem reichen, schönen Land entnommen haben, aber schon zu groß vielleicht ist deren Zahl geworden. Der Leser dankt mir vielleicht, daß die „Herbsttage in Schwaben“ hier zu Ende gehen.

Briefe aus der Kaiserstadt.

Berlin, 1. November.

Mit dem heutigen Tage hat die Ausstellung der königlichen Akademie der Künste ihr Ende erreicht. Sei es mir gestattet, ihr eine kurze Grabrede zu halten. Die Ausstellungen der Akademie kehren alle zwei Jahre wieder; ihr Zweck ist, gewissermaßen eine Uebersicht über zeitgenössisches Schaffen auf dem Gebiete der bildenden Künste zu geben. Man kann indeß nicht sagen, daß dieser Zweck ganz erreicht werde. Zunächst pflegt das Ausland sich nur schwach zu betheiligen; ziemlich zahlreich sind in diesem Jahre die Italiener, Oesterreicher und Belgier vertreten, Franzosen und Holländer dagegen nur spärlich. Auch von der Production in Deutschland erhalten wir kein er-